Blätter für den häuslichen Kreis

Objekttyp: **Appendix**

Zeitschrift: **Schweizer Frauen-Zeitung : Blätter für den häuslichen Kreis**

Band (Jahr): **34 (1912)**

Heft 4

PDF erstellt am: **29.04.2024**

Nutzungsbedingungen

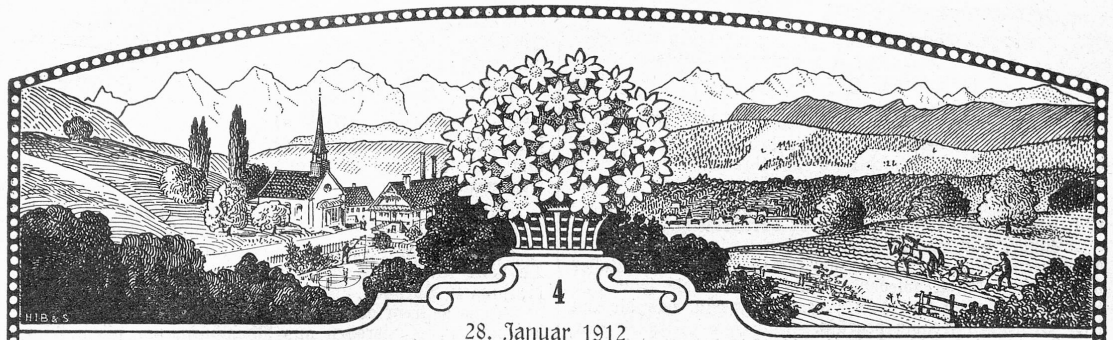
Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch



4
28. Januar 1912

Blätter für den häuslichen Kreis

Das größte Glück.

Nachdruck verboten.

Sobald ein Kind zum Dasein ist erwacht,
Sich selbst noch unbewußt, ein schwaches Wesen
Hat doch ihm schon das größte Glück gelacht,
Das sofort ihm Schutzengel ist gewesen:
In seiner Mutter Aug' der Liebe Strahl,
Er ist das größte Glück im Erdental.

Ja, Mutterliebe ist ein heil'ger Quell,
Der nie versiegt, ob auch die Zeiten eilen.
Ein Balsam ihm entquillt, so rein, so hell,
Und der vermag der Wunden viel zu heilen.
Die Mutterliebe schützet uns als Kind,
Ist Segen uns, wenn wir erwachsen sind.

Wie freut sie sich doch ihres Kindes Glück,
Wie ist sie stolz auf ihres Sohn's Erfolge.
Doch schlägt des Lebens Brandung ihn zurück,
Und deckt sein Glück des Unheils düst're Wolke —
Wie steht die Mutterliebe immer neu
Zur Seite ihm so unentwegt und treu!

Selbst wenn das Kind den Pfad, den sie ihm wies,
Tollkühn verachtend, ins Verderben rannte.
Ja, selbst wenn es die Mutter von sich wies,
In frevlem Uebermut sich von ihr wandte:
Die Mutterliebe eilt ihm hoffend nach,
Sie sucht's zu retten noch aus Unglück, Schmach.

Drum ihr, die ihr noch eine Mutter habt,
Seid immer euch bewußt des Glücks, des großen!
Bedenket, daß mit jeder Stunde naht
Die Trennung, und daß selbst die schönsten Rosen,
Die auf der Mutter Grab ihr pflanzt, euch nicht
Entschuldigen für einst verletzte Pflicht.

Neuartiger Sport in Grindelwald.
Grindelwald, das sich immer mehr zum Wintersportplatz entwickelt, erhält durch die Fremden auch neuartige Sportvehikel, wie dieses Bild zeigt. Ähnlich einem Fahrad, nur daß statt der Räder Schlittenläufe angebracht sind.

Die Wunderdoktorin.

Roman von Lisa Wenger.

6 (Nachdruck verboten).

Da und dort verteilte die Doktorin Blumen, fragte nach der Kranken Ergehen, sorgte sich um ihre Schmerzen, schüttelte Kissen und schob Deckbetten zurück, tröstete und ermahnte und ließ bei den Kranken das gehobene Gefühl zurück, das ein Schiff erregt, wenn es vorüberzieht.

Lange, nachdem es schon wieder verschwunden, zittert der silberne Streifen, den es zurückgelassen, über das Wasser oder gleiten lange, wiegende Streifen über die Flut und legen Zeugnis ab von dem stolzen Fahrzeug, das die am Ufer Stehenden freudig begrüßt.

Zuletzt winkte die Doktorin die Oberschwester in ihr kleines Privatzimmer zu der täglichen Besprechung.

Den ganzen Tag freuten sich Junge und Alte auf den Abendbesuch der Doktorin. Es erschien einem jeden, als lindere schon ihr Anblick seine Schmerzen. Wo zwei oder drei in einem Zimmer zusammenlagen, drehte sich das Gespräch meist um sie, um ihre Behandlung, um ihre erzielten Heilungen. —

Man trieb eine Art Kultus mit ihr, wie es jedem geschieht, dessen starke Persönlichkeit sich Anhänger verschafft. Die Hingabe des einzelnen wirkt als Suggestion auf den nächsten, dann auf alle andern, und daraus erwächst meist eine blinde Begeisterung, die nicht mehr prüft, sondern mit- und nachbetet.

Marie Zuberbühler ließ sich die Verehrung ihrer Kranken gefallen, wie eine Mutter die übertriebenen Lobeserhebungen ihrer Kinder lächelnd hinnimmt und sich ihrer Liebe freut. — — —

In um so schrofferem Gegensatz stand daher die gelassene Zurückhaltung ihrer nächsten Umgebung, ihrer Töchter und deren Freunde.

Sie empfand das schmerzlich, und da sie nicht um Liebe werben wollte, noch um Vertrauen, zog sie sich in sich selbst zurück —

Tefil hatte es klar ausgedrückt: Die Kinder wurzelten nicht daheim. Darum wäre es ihnen wohl angenehm gewesen, das Haus ihrer Mutter bald wieder zu verlassen, froh, nicht mehr dem halb berüchtigten, halb berühmten Treuhof angehören zu müssen.

Marie Zuberbühler saß längst wieder in ihrer großen, sonderbaren Stube, als sie immer noch über die Kluft nachsann, die zwischen ihr und ihren Kindern bestand, und die, wie die Verhältnisse nun einmal lagen, schwer zu überbrücken war. — — —

Sie zündete, trotz der immer größer werdenden Dunkelheit, kein Licht an. Doch nahm sie gedankenlos eine Prise, immer mit zwei Fingern, und den kleinen ausspreizend.

Sie starrte auf den Knochenmann, der ihr mit seinem freundlichen Grinsen den „Erlöser" entgegenhielt. Ja, ja, der hatte ihr geholfen, vorwärts zu kommen. — Der hatte ihren Ruhm verbreitet, der hatte es ihr möglich gemacht, ihre Töchter wie Kinder von Studierten schulen zu lassen.

Der Doktorin Blick fiel auf die Schreibmaschine Dr. Wezingers, deren weiße Tasten in der Dunkelheit schimmerten. — — —

Ihre Unterredung mit Tefil, und das friedlich von einem Spaziergang heimkehrende Paar fiel ihr ein. — Sie schüttelte nach ihrer Gewohnheit den Kopf. Von einer Verlobung Dr. Wezingers mit Margrit konnte keine Rede sein. Das gab sie niemals zu. Nicht nur darum, weil er starker Morphinist war, sondern weil die Schwäche seines Charakters ihn nicht befähigte, sein Lebensschifflein und das seiner Frau glücklich zu lenken. Er war schon einmal gestrandet.

Marie Zuberbühler hatte erzählen hören, daß Wezingers Familie mit großen Opfern eine mißliche Geschichte hatte zudecken müssen, und den Sohn nach Amerika schicken, bis Gras darüber gewachsen. Sie wußte auch, daß man es ihm ein zweites Mal möglich gemacht hatte, sich eine Praxis zu schaffen, und daß er auch diese vernachlässigt und verloren hatte. Er war dem Morphium verfallen.

Sie hatte das alles erfahren, als sie Wezinger als Assistenten angenommen und damals zugleich von seinem wahrhaft glänzenden Examina gehört.

Die Doktorin bereute es tief und rechnete es sich als Schuld an, einen Menschen in ihrem Haus und in ihrer Familie aufgenommen zu haben, dem sie die Hand einer ihrer Töchtern verweigern mußte. Sie hätte es wissen sollen, daß es gefährlich war, ein junges Mädchen und einen jüngeren Mann täglich so oft und so viel zusammen verkehren zu lassen, und um so gefährlicher, je unerfahrener das Mädchen war und je weniger Gelegenheit es hatte, andere Männer kennen zu lernen und sie untereinander zu vergleichen.

Die Mädchen sollten mehr unter die Leute, dann die Doktorin weiter. Sie sollten mehr Menschen kennen lernen.

Früher war ihr Haus voll fröhlichen Lebens gewesen. Da hatte Uli seine Freunde in die Ferien mitgebracht und die jungen Burschen und Mädchen waren zusammen durch den Wald gestreift oder auf dem See gefahren. Auch kamen damals Ulis Kameraden aus Rheinburg, vor allem Alfred Amman, der lange Zeit vom Treuhof unzertrennlich gewesen war.

Jetzt waren alle weggeblieben. — Der Apothekersohn vermied es, in das Haus der Quacksalberin zu kommen, und Uli, der Mediziner, brachte keine Freunde mehr mit. — Die Mädchen waren also auf Wezinger angewiesen. Was Wunder — Marie Zuberbühler schüttelte wieder unwillig den Kopf. — — —

Doch es war nicht ihre Gewohnheit, sich unnötig Sorgen zu machen. Wenn sie da waren, bekämpfte sie sie. Sie nahm sich aber vor, die Augen offen zu halten und zu verhindern, daß Margrit und Wezinger zusammenkämen. — Dann erhob sie sich und ging hinaus.

Auf dem Hof sah sie forschend von einer Ecke in die andere. Es lag kein Strohhälmchen auf den Pflastersteinen, und kein Unkräutlein wagte sich heraus, solange sie da war. Die Fliegen hielten sich vorsichtig im Roßstall still, denn sie wußten, daß unerbittlich Jagd auf sie gemacht wurde. Dafür spitzten die Pferde die Ohren und wieherten hell, wenn sie vorüber ging, und Pix wurde halb toll vor Freude, wenn er seine Herrin über den Hof gehen sah.

Am Abend darauf saß die Doktorin, nachdem der letzte Patient sie verlassen, ausruhend in ihrer Stube. Draußen stand ein Gewitter am Himmel. Ein anderes war vorübergezogen. Die Wolken hingen tief auf die Hügel herunter und warfen lange Schatten auf die Ebene. Dichte, garue Streifen zogen an den Spitzen der Berge vorüber und verhüllten sie bald so vollständig, daß die bewegten und schönen Umrisse sich in die Länge zogen und bald zu einer geraden Linie verflachten. Es hatten sich langsam alle Schatten aufgelöst, das Leben verschwand aus der Natur, Hell und Dunkel verschmolz, die Nähe wurde langweilig und die Ferne ohne Reiz. Dazu war es so heiß, daß die Blumen zu duften aufhörten und die Vögel zu singen. Die ganze Natur war tot. —

Müde hielt die Doktorin ihre Hände im Schoß gefaltet. Sie schloß die Augen einen Augenblick. Da kam Margrit zur Türe herein, blaß wie immer, trotz der Glut draußen.

„Ich habe etwas mit dir zu besprechen, Mutter", sagte sie beklommen. „Hast du Zeit für mich?" Sie öffnete und schloß in großer Unruhe mit nervösen Fingern ihren Gürtel.

„Ich habe Zeit. Sage nur, was du zu sagen hast. Aber setze dich, Kind, das dräuende Gewitter macht einen so kolossal müde." Die Doktorin lehnte sich in ihren Stuhl zurück und sah Margrit ermunternd an.

Wezinger hatte das Zimmer schon vorher verlassen, denn er wußte, daß Margrit kommen würde, um mit ihrer Mutter zu sprechen. Er empfand die unmännliche Schwäche nicht, die darin lag, dem Mädchen die erste Unterredung zu überlassen.

Margrit hatte nicht sitzen wollen, war ans Fenster getreten und lehnte sich gegen das Gesimse, die Hände zu beiden Seiten aufstützend. Tief holte sie Atem.

„Mutter, ich liebe den Dr. Wezinger und er liebt mich", sagte sie ohne jede Einleitung.

„Lieben?" fragte Marie Zuberbühler. „Damit sagst du viel und weißt vielleicht nicht einmal, was du sagst, Kind."

„Ich weiß, daß er mich liebt, und daß ich ohne ihn nicht mehr leben kann!" rief Margrit leidenschaftlich, und preßte ihre Hände zusammen. Die Doktorin sagte nichts. Also so schlimm stand die Sache? Es fiel ihr schwer, Margrits Geständnis mit einem schroffen „Nein!" zu begegnen, und ihr das, was sie für ihr Lebensglück ansah, zu verweigern. Sie

stand von ihrem Lehnstuhl auf, trat auf Margrit zu und strich ihr mit derselben liebevollen Bewegung über die Haare, mit der sie früher ihre kleinen Kinder beruhigt hatte.

„Liebes Kind, ich bitte dich, glaube mir, daß ich es gut mit dir meine, auch wenn ich dir weh tun muß." Margrit sah sie erschrocken an.

„Was meinst du? Willst du mir Schlimmes über Alfons sagen?"

„Alfons? So weit bist du mit ihm?"

„Ja." Margrit öffnete ihre hellen, grauen Augen mit einem schwärmerischen Ausdruck. „Ja. Ich kann ohne ihn nicht mehr leben." Sie drehte sich heftig um und sah zum Fenster hinaus. Der Mutter den Rücken kehrend, sagte sie: „Ich meine, du solltest dich freuen, wenn ein Mann um mich wirbt, der aus sehr guter Familie und ein Arzt ist. Das ist eine Ehre für mich."

„Du warst wohl bange, die Tochter der Quacksalberin warte vergebens auf einen Werbenden?"

„Nein. Aber die Stufenleiter der Werbenden ist groß, und ich mag nicht unten stehen." — Ihr blasses Gesicht sah hochmütig aus, als sie es sagte.

„Margrit", sagte ernst die Doktorin, „der Mann ist Morphinist."

„Wie kannst du das sagen, Mutter! Er ist der edelste und beste Mensch, und Morphium nimmt er nur, wenn seine übergroßen Schmerzen ihn dazu zwingen."

„Kind", sagte jetzt Marie Zuberbühler, „es handelt sich da nicht um Tändeleien oder Schwärmereien, sondern um dein ganzes Leben. Das Leben ist lang, Kind, es hat mancher Schmerz und mancher Seufzer darin Platz. — Es tut mir unendlich leid für dich, aber ich kann es nicht zugeben, daß du Wezingers Frau wirst." Margrit rührte sich nicht und sah ihre Mutter wie erstarrt an. — Der schwüle, faule Wind, der vom Garten hereinstrich, wehte ihr die krausen Haare in die Augen. Sie wehrte ihm nicht.

„Ich weiß es bestimmt, daß Dr. Wezinger sich Handlungen zuschulden kommen ließ, die nicht zu verzeihen sind."

„Das kann nicht wahr sein!" rief Margrit, empört auffahrend. Unbeirrt fuhr die Mutter fort: „Ich weiß auch, daß er durch Nachlässigkeit zweimal seine Praxis aufs Spiel setzte und verlor. — Daß er dem Morphium verfallen ist, sagte ich dir. Wezinger leugnet es nicht."

„Er hofft auf mich, Mutter. Er will ja, daß ich ihm helfe und ihn durch meine Gegenwart verhindere, seiner Gewohnheit wieder zu verfallen. — Er wird davon lassen, wenn ich seine Frau werde."

Leidenschaftlich rief es Margrit und ein heißes Flehen lag in ihren Augen. — Marie Zuberbühler lächelte unwillkürlich. — — —

„O Kind, wie vielen ist dieser Aberglaube zum Fallstrick geworden. Wie manche hat er in den Abgrund gerissen. Ein Mann muß sich selbst helfen wollen, ein anderer kann ihn nicht retten, auch die Liebe kann es nicht. Auf alle Fälle lasse ich dich das Experiment nicht machen. Ich kenne die Folgen, Margrit." Das Mädchen trat auf ihre Mutter zu und faßte ihren Arm.

„Du kannst nicht nein sagen."

„Ich muß." — — —

„Ich kann aber nicht von ihm lassen", stieß Margrit hervor und fing laut an zu weinen. Marie Zuberbühler tat ihr Kind leid. — Da sie aber fest entschlossen war, Margrit von Wezinger zu trennen, so wollte sie die Sache kurz machen. Sie nahm die Hand der Tochter und drückte sie liebevoll. — — —

„Du weißt jetzt, daß ich eine Ehe mit Dr. Wezinger nie zugebe. Ich bitte dich, sei vernünftig. Ich will es dir dadurch erleichtern, daß ich den Doktor bitte, sich eine andere Stelle zu suchen. Wenn du ihn nicht mehr täglich siehst, wirst du dich leichter in die Trennung finden können. Wenn du gerne fort willst, so erlaube ich dir, mit Susi eine Reise zu machen, um dich zu zerstreuen." Margrits Lippen zitterten. — Sie konnte nicht reden. Schmerz und Empörung über der Mutter vermeintliche Härte ließen sie keine Worte finden. Sie stand unbeweglich vor ihr, die Augen niedergeschlagen. — Marie Zuberbühler sah sie forschend an. So tief ging ihr die Sache? Sie machte sich heftige Vorwürfe, daß sie auf die beiden jungen Leute nicht besser acht gehabt hatte. — Vielleicht hätte sie die Annäherung verhindern können. Endlich bewegte das junge Mädchen die Lippen.

„Ich werde Alfons immer lieben und ihm treu bleiben, auch wenn ich ihn nicht heiraten darf", sagte sie ohne Stimme. Der Hals war ihr wie zugeschnürt. Ein Aufruhr von Gefühlen tobte in ihrem Herzen, die sich alle gegen die Mutter wandten. Weit entfernt, ihr zu glauben, sah sie nur Ungerechtigkeit und Grausamkeit in dem „Nein", das sich trennend zwischen sie und den Geliebten schob. Stumm ging sie zur Tür hinaus und ließ ihre Mutter allein. In ihrem Zimmer schloß sie sich ein.

Eine Weile noch blieb die ermüdete Frau im Lehnstuhl sitzen, dann stand sie auf, um Tefil zu suchen. Da er überall war, überall seine Augen hatte und nie da gefunden wurde, wo man ihn suchte, dauerte es eine geraume Weile, bis die Doktorin ihn gefunden hatte.

„Komm' herein, ich muß etwas mit dir reden." Tefil trottete hinter ihr her, den Kopf gesenkt, die langen Arme herunterhängend. Seine blauen Aeuglein hielt er auf den Boden geheftet.

„Sitz", sagte die Doktorin und zeigte auf eine Stabelle, die vor dem Gerippe stand. Der Buckelige setzte sich und reichte nun dem Knochenmann knapp bis an die Brust. Er bog sich vor, stützte beide Ellenbogen auf die Knie und das Kinn auf die gefalteten Hände.

„Margrit ist da gewesen. Der Wezinger will sie heiraten. Sie hat mich gefragt, ob ich es erlaube."

„So? Sie frug und nicht er? Was hast du geantwortet?"

„Ich habe nein gesagt. Es wird wohl das Richtige sein."

„Es ist sicher das Richtige. Er gefällt mir nicht, der Wezinger. Er ist hinter den Mägden her. Dem Laufbuben verspricht er ein Trinkgeld und gibt es ihm nicht. Er steht in deinen Diensten und macht dich schlecht, wo er kann. Das sind böse Dinge."

Tefil hatte seine Schwester beim Reden nicht angesehen. Er drehte jetzt die Daumen, einen um den andern. — „Ich habe auch sonst manches über ihn gehört", fuhr er fort, „du tust recht daran, wenn du ihm die Margrit verweigerst."

„Sie hängt an ihm", sagte die Doktorin.

„O je. Was will das sagen. Es gäbe kurzes Glück und langes Leid."

„Eben", nickte Marie Zuberbühler. „Aber sie trägt schwer daran. Ich hätte die Augen aufmachen sollen. Es ist meine Schuld."

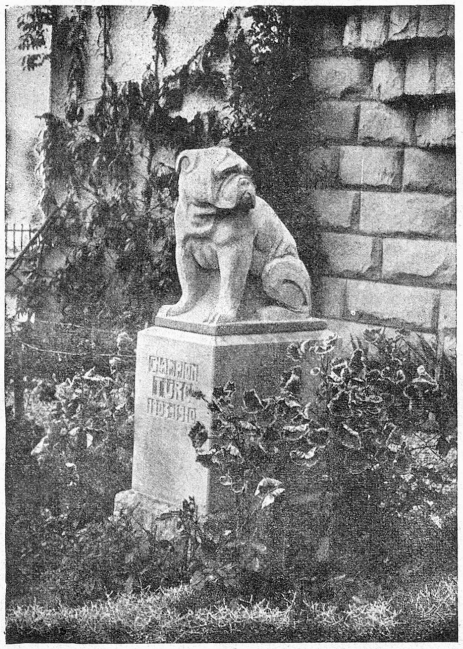
„Du bist nicht allwissend." Tefil ertrug keinen Tadel, der seiner Schwester galt, auch wenn sie ihn selbst aussprach. Hinter ihm klapperte das Gerippe leise in seinen Gelenken. Der Bucklige drehte sich um: „Daß sich einer durchaus das Beil selbst schmieden will, mit dem er sein Glück totschlägt", sagte er und sah dem ehemaligen Menschen in die leeren Augenhöhlen. Aber der gab keine Antwort. — Alle diese Fragen hatte er längst hinter sich. — Er wunderte sich über nichts mehr. Tefil nickte ihm Abschied nehmend zu und ging, da seine Schwester schwieg und er immer Eile hatte, armschlenkernd zur Türe hinaus.

„Schick' mir den Wezinger!" rief sie ihm nach und schloß wieder die Augen.

Ein plötzliches starkes Rauschen draußen machte die Doktorin aufsehen. Schwarze Wolken hingen fast in den Hof hinunter und schienen den First der Ställe zu berühren, so nahe fuhren sie darüber hin. Sie schleppten schwere Fetzen hinter sich her, die langsam verschwanden, je heftiger der Regen ihnen entströmte. Das Pflaster war in wenig Minuten überschwemmt, und kleine Reiser und Strohhälmchen fingen an, sich in den Lachen zu drehen. Hochauf spritzten die Tropfen und laut klatschte es auf den Dächern. Ganze Ströme Wassers gurgelten durch die Dachtraufen, und es war ein mächtiges Brausen in der Luft. Ein erfrischender Erdgeruch strömte zu den Fenstern herein und verdrängte die dumpfe Schwüle, die in den Ecken brütete.

Marie Zuberbühler atmete auf. Sie war bedrückt, und die bevorstehende Unterredung mit Wezinger war ihr schwer. Sie sah ihn über den Hof springen, die Rockschöße zusammengenommen und den Kopf tief in den Kragen gesteckt, daß er aussah wie eine Schildkröte.

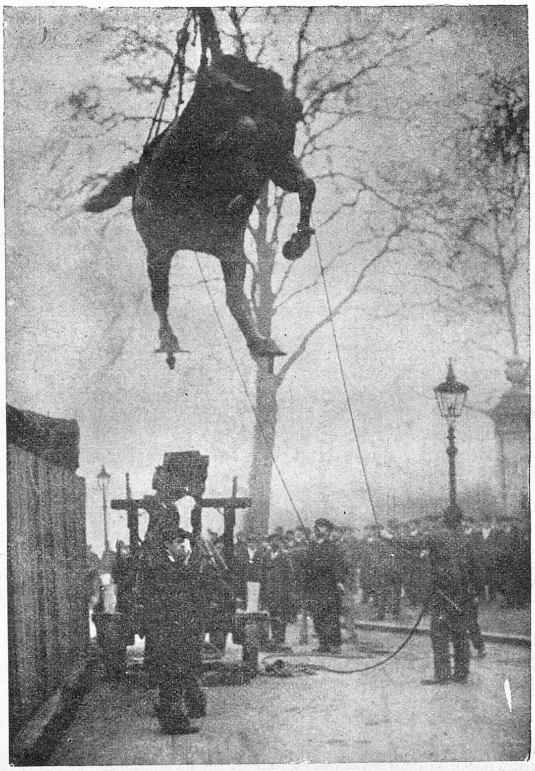
(Fortsetzung folgt.)



Ein Hunde-Denkmal.

In einem Garten von Küsnacht (Zürich) steht ein sehr hübsches Denkmal, welches man einer verstorbenen Bulldogge stiftete. Der Stein wurde von dem Bildhauer Meyer, ein bekannter Künstler, gemacht. — Es wird wohl das einzige Grabmal eines Hundes mit einem Grabstein in der Schweiz sein. —

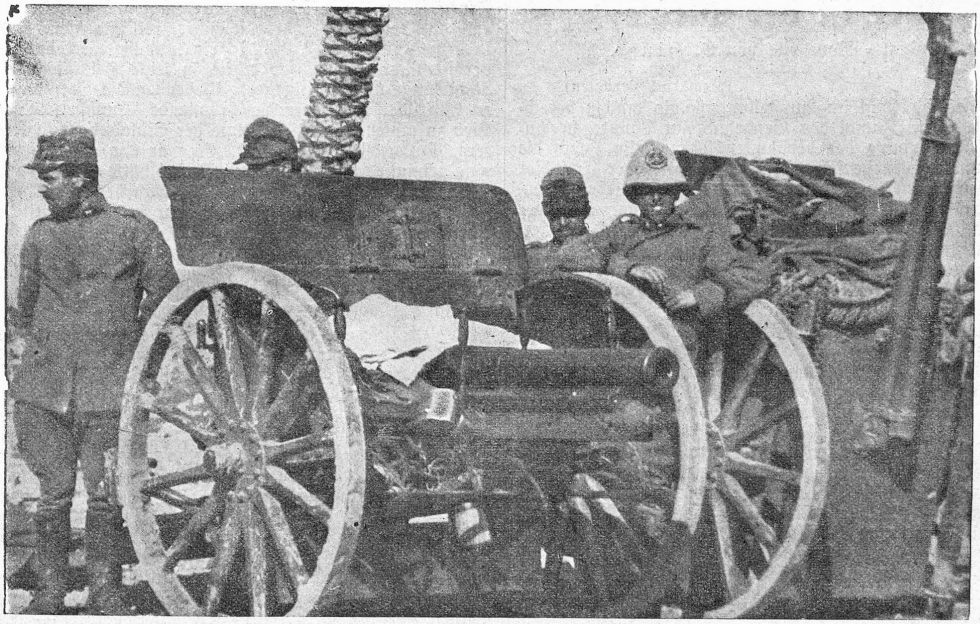
In England ist die Mode, Hunden Denkmäler zu setzen, mehr verbreitet, wie denn überhaupt die Tierliebhaberei oft ins Extreme übergeht, so daß man darob die Hungernden unter den Menschen vergißt.



Origineller Transport eines Kunstwerkes.

In London ist man augenblicklich damit beschäftigt, auf dem Triumphbogen eine Quadriga „Der Frieden", die von dem bekannten englischen Bildhauer Adrian Jones stammt, aufzustellen. — Da man nun nicht imstande ist, die ganze Gruppe auf einmal hinauf zu befördern, behilft man sich, indem man einzelne Stücke an Flaschenzügen hinaufzieht.

Taufzeremonie am spanischen Königshofe.



Von den Italienern eroberte türkische Kanonen.

Zu unsern Bildern.

Eine Taufe im Königshause ist kein alltägliches Ereignis, wie die eines gewöhnlichen Sterblichen. — Schon der Pomp und das Zeremoniell, daß mit einem solchen Familien-Ereignis verknüpft wird, lenkt den Blick der Oeffentlichkeit auf eine solche Feier. Zumal am spanischen Hofe wird auf zeremoniellen Beigeschmack ziemlich Wert gelegt.

Patrouillengänge sind schön, solange man im Manöver solche übt; wenn aber die Wirklichkeit mit all' ihren Schrekken kommt und keiner der Beteiligten weiß, ob eine Kugel aus dem Hinterhalt seinem Leben ein Ende bereitet, dann können nur ganz Mutige gewählt werden, diesen gefährlichen Gang anzutreten. Hängt doch von dem Ergebnis der Kundschafter das Leben vieler ab; eine falsche Meldung kann unter Umständen eine Schlacht entscheiden

Die Hauptwaffe der Italiener, der sie in erster Linie zu verdanken haben, wenn es den Türken und Arabern nicht gelungen ist, größere Erfolge zu erringen, ist die italienische Artillerie. Was unter diesen Umständen für die Türken erst die Artillerie bedeutet, kann man sich leicht vorstellen. Aus diesem Grunde mag es für die Türken ein unersetzlicher Verlust gewesen sein, den sie infolge der Wegnahme ihrer Geschütze durch die Italiener erlitten; denn bei der Sperrung der Grenzen können neue Geschütze nicht gut geschmuggelt werden.

Einen Ersatz können sich die Türken immer noch schaffen, indem sie den Italienern Geschütze wegnehmen und dies scheint schon ziemlich oft der Fall gewesen zu sein. — Es ist nicht ausgeschlossen, daß die hier abgebildeten Geschütze auch italienischen Ursprungs sind, was die Italiener aus naheliegenden Gründen verschweigen.

Italienische Patrouille durchsucht einen Palmenhain.

Wer ist der Dieb?

Kriminal-Novellette von A. Hinze.

(Nachdruck verboten).

Der Bilddiebstahl im Ausstellungspalais machte berechtigtes Aufsehen. Zumal das Geschehnis im Louvre zu Paris, die Entwendung der berühmten Mona Lisa, noch die Polizei und die Presse fortgesetzt beschäftigte. Der Fall hier hatte beachtenswerte Momente: erstens, das Liebesdrama, unter dem das Bild entstanden war; zweitens, daß der Schöpfer dieses, der junge, hochtalentierte Maler Helldörfer, sich nicht von dem Bilde hatte trennen wollen. Erst als die Not des Lebens ihn gebieterisch dazu zwang, hatte er es zum Verkauf in die Ausstellung gegeben. Hierauf war das Werk für die Akademie der Künste für einen immensen Preis gekauft worden. Damit war der Name Helldörfer plötzlich in aller Munde und dieser ebenso plötzlich aus aller Misere heraus. — Bevor aber noch das Bild an seinen neuen Bestimmungsort geschafft war, war dieses plötzlich von seinem Platz im Ausstellungssaal verschwunden. Wer der Dieb war und zu welcher Stunde er den Raub ausgeführt, ohne daß die Diener des Ausstellungspalastes es gewahr geworden, beschäftigte seitdem alle für die Kunst Interessierten und insbesondere die Kriminalpolizei.

Der Diener Helldörfers, von dem man des Malers Aufenthalt in Ungarn zu erfahren hoffte, war aber gleichfalls verreist. Es hieß, er habe eine Erbschaft gemacht und könne nun endlich seine Braut, die braunlockige Louison, heiraten.

Lebhaft debattierend, schritten zwei Herren den Korso entlang. —

„Ich bin erst gestern abend hier angekommen und höre überall von der Geschichte reden, bekomme aber immer nur Bruchstücke zu hören", sagte der jüngere der Herren lebhaft. „Helldörfer war mein Studiengenosse. Ich interessiere mich sehr für ihn und hätte das Bild riesig gern gesehen. Es stellt seine verstorbene Braut dar, sagt man. Armer Schelm, er soll seelisch viel gelitten haben —."

„Und materiell auch", fiel der ältere ein. „Nun endlich ist er fein heraus, da aber kommt der Nachklapp —."

„Aber ich bitte Sie. Helldörfer steht ja hier über der Situation, — was soll er an der Sache ändern —."

„Nichts kann er dabei tun, aber peinlich bleibt's nun einmal, das Vermögen in der Tasche zu haben und die Zahler sind die Geprellten."

„Das Bild muß ja gefunden werden!" eiferte der jüngere der beiden Herren. „Der Kerl, der es genommen, kann ja nirgends damit hin, ohne nicht überführt zu werden."

Der Zuhörer zuckte die Schultern. — „So denkt man. Wie schwer aber oft dergleichen zu erwischen ist, sieht man so recht bei dem Fall Mona Lisa —."

Sein Begleiter hielt den Schritt an und den andern am Rockknopf fest: „Man munkelt von einem Liebesdrama Helldörfers, — wissen Sie davon, Brockdorf?"

„Leider ja."

„Leider?!" — — —

Brockdorf nickte.

„Es ist immer betrübend, einen reichbegabten Menschen an einer unglücklichen Liebe zugrunde gehen zu sehen."

„Was reden Sie da, Brockdorf? Helldörfer wird doch nicht etwa — — —"

Abermals zuckte der andere mit den Schultern. „Mir bangt um den Ausgang", sagte er langsam. „Jetzt ist er nach Ungarn, ihr Grab zu besuchen. Ohne Lebewohl, ohne überhaupt jemanden vorzulassen, ist er davon."

„So sehr hat er seine Braut geliebt? Sie war Ungarin, schön und liebenswürdig, hörte ich sagen. Wie kann so ein junges Wesen nur so plötzlich sterben? Haben Sie die junge Dame gekannt?"

„Zu viele Fragen auf einmal, lieber Schwensen! Ich sah Gabriele Loßberg ein einziges Mal. Aber es genügte, sie mir unvergeßlich zu machen. Ihr Vater ist Ungar und Offizier, ihre frühverstorbene Mutter war eine Deutsche. So kam es wohl, daß in diesem jungen Wesen die Reize und Vorzüge zweier Nationen vereint waren."

„Helldörfer soll sie auf einer Studienreise kennen gelernt haben, nicht wahr?"

„Ganz recht. In beiden soll die Liebe zueinander gleich schnell und gewaltig erwacht sein. Als nun Helldörfer die Frucht seiner Reise, sein großes Schlachtbildgemälde „Liebet euch untereinander" verkauft hatte, willigte Herr Loßberg in den Wunsch der Liebenden ein und die Verlobung ward veröffentlicht. Helldörfer kehrte in seine Heimat zurück. — Nicht lange aber ertrugen die Liebenden die Trennung. Dazu kam über Helldörfer der brennende Wunsch, sein schönes Lieb zu malen. Gabriele folgte der Einladung von Helldörfers Mutter, sie zu besuchen. Es war zur Winterszeit und eine grimmige Kälte herrschte. Hierbei hatte die junge Braut sich tödlich erkältet. Aber der Ausbruch der Krankheit verzögerte sich und das Wiedersehen war für beide Teile gleich überschwenglich und die allernächste Zeit ihnen ein Glücksrausch. — Sofort machte Helldörfer sich an die Ausführung des Bildes. Er malte Gabriele im Brautgewande, das sie sich bereits verschafft, denn obwohl der Ertrag seines verkauften Schlachtengemäldes bereits stark im Schwinden war, gedachten sie bald zu heiraten; sie meinten ohne einander nicht leben zu können."

Der Erzähler hielt inne. — Sein Blick hing an einer Bergkette, die nebelverschleiert in der Ferne ragte. Dann fuhr er fort:

„Der Volksmund sagt, daß denjenigen, der sein Brautkleid vor der Hochzeit trage, Unglück treffe. Das Bild war erst in der Skizze fertig, als Gabriele erkrankte.

Helldörfer wollte abwarten, bis sie wieder hergestellt, bevor er weiter malte. Aber die Patientin bat flehentlich, nicht zu säumen. Herzerschütternd soll ihre Frage geklungen haben: Bin ich dir auch jetzt noch schön genug, mein Geliebter? — Ihre Unruhe, ihr Drängen in ihn, das Bild zu vollenden, ließen Helldörfer das Entsetzliche, das bevorstand, erkennen. — Ihre Unruhe ging jetzt auf ihn über. — Herzzerreißend mögen die Gefühle gewesen sein, die ihn durchbebten, während er das Bild vollendete.

Diese Stimmung liegt über dem Werk ausgegossen und ist es, was den Beschauer unwiderstehlich ergreift. — Eine Schönheit, durchhaucht vom Atem der Ewigkeit — ein letztes Seelenglühen vor dem Heimgang . . . Wenige Tage nach Vollendung des Bildes starb Gabriele. In dem weißen Brautkleid hat sie im Sarge gelegen. Als man ihn schließen wollte, fand man den unglücklichen Künstler bewußtlos daneben und die Luft im Raume dunsterfüllt. Er hatte den Gashahn geöffnet — er hatte sterben wollen. Man brachte ihn wieder zum Bewußtsein zurück. Dann folgte eine Zeit, wo niemand etwas von ihm hörte; bis endlich die Not, die elende, alltägliche Not, den Schaffensmüden zwang, sein Höchstes, Gabrielens Bild, zu verkaufen. Das übrige wissen Sie bereits."

Aufmerksam hatte Schwensen zugehört. „Beklagenswertes Geschick", sagte er jetzt ernst.

„Ein freundlicheres Los wäre Helldörfer zu wünschen gewesen. Möge sein Talent ihm den Weg zum Leben wiedergeben." — — —

„Hoffen wir es", erwiderte Brockdorf. „Des Rätsels Lösung aber findet sich damit nicht. Wer hat das Bild genommen und wo wird es versteckt gehalten?"

— — — — — — — — — —

Zu derselben Zeit klopfte es an die Tür der braunlockigen Louison, der Braut von Helldörfers Diener, die mit ihrer Mutter, der Witwe eines kleinen Beamten, draußen in der Vorstadt zwei bescheidene Zimmerchen bewohnte.

Der Einlaßbegehrende gehörte offenbar den höheren Ständen an. Er war ein Herr in mittleren Jahren und mit eigentümlich scharf durchdringenden Augen.

Louison ward ein wenig verwirrt, als der Fremde sie so durchdringend ansah, indes er fragte:

„Finde ich hier vielleicht Ihren Verlobten, den Herrn Hans Günther? Ich wünsche ihn zu sprechen, fand aber die Wohnung verschlossen."

In dem bildhübschen Gesicht der jungen Braut blitzte es glücklich auf.

„Das glaube ich wohl, mein Herr", gab sie lächelnd zurück. „Mein Bräutigam ist nämlich nach der Heimat gereist, er hat eine Erbschaft gemacht!" fügte sie zögernd hinzu.

„Eine Erbschaft, — so — so", wiederholte der Fremde. „Die kommt ihm wohl sehr gelegen?" forschte er.

Das Thema entwaffnete Louisons Befangenheit völlig. Gab es doch kein Gespräch, das sie lebhafter interessiert hätte als gerade dieses.

„Ach ja!“ sagte sie so recht aus Herzensgrund. — „Wir sind nämlich schon drei Jahre verlobt und möchten so gerne heiraten. Aber was Hans verdient, reicht nicht hin, daß wir uns einrichten könnten. Immerzu hat er kalkuliert, womit er wohl Geld schaffen könnte“, beteuerte Louison, „denn — denn —“ verlegen schlug sie sich auf den Mund und stockte.

„Denn?“ forschte der Fremde, und wieder sah er sie so durchdringend an.

Die arme Louison ward hülflos verwirrt. Es half aber nichts, sie mußte bekennen.

„Denn Hans ist — ganz schrecklich — in mich — verliebt“, gestand sie und glühte jetzt wie eine Rose.

Der Fremde fand dies sehr begreiflich. Er sagte es zwar nicht, notierte es sich aber im Gedächtnis.

„Und nun kam ganz plötzlich die Erbschaft dazwischen?“ erkundigte er sich.

Louison war so ganz bei der Sache, daß sie bei den Fragen des ihr fremden Herrn keinen Argwohn schöpfte. — Sie lachte in sich hinein.

„Ja, denken Sie nur, tags zuvor waren Hans und ich noch im Glaspalast, uns das Bild von Herrn Helldörfer — das ist nämlich der Herr meines Bräutigams — anzusehen“, plauderte sie zutraulich. „Wir fanden es ausnehmend schön und ich neckte Hans und sagte: Wenn du auch so etwas könntest, dann hätten wir Geld zum Heiraten.

Da blitzte er mich an und trumpfte: „Du wirst sehen, daß ich Geld schaffe, denn länger halte ich das Warten nimmer aus!“ — — —

„Und da kam die Erbschaft?“

„Ja“, lachte die junge Braut. „Am andern Tag kam Hans mit der Nachricht gelaufen, daß ein entfernter Verwandter von ihm gestorben sei. Niemand hatte geahnt, daß der Alte vermögend war und mein Bräutigam war furchtbar aufgeregt, aus Freude, wissen Sie, daß er der Erbe ist. Noch am selben Abend ist er abgereist, die Erbschaft zu erheben. Das war vergangenen Donnerstag.“

„Vergangenen Donnerstag —“, wiederholte der Unbekannte. Er hatte ein Notizbuch hervorgeholt und schrieb.

Louison fand dies gar nicht höflich. Was hatte denn der Herr zu schreiben, während sie noch erzählte.

„So weiß Ihr Bräutigam wohl noch gar nicht, daß das Bild von Herrn Helldörfer gestohlen ist?“ fragte er jetzt und schaute sie wieder mit seinen unbequemen Augen an.

„Nichts weiß er davon! Der wird einen bösen Schrecken bekommen, wenn er es hört.“

„Wie gesagt, ich muß Ihren Bräutigam notwendig sprechen. Wann wird er zurückkommen?“

„Wahrscheinlich morgen abend.“

„Gut; ich danke Ihnen. Guten Morgen!“

Eine halbe Stunde später betrat der Herr, der mit der glücklichen Braut gesprochen, das Polizeigebäude.

„Wir sind auf der rechten Spur“, flüsterte er dem Kommissar zu. „Morgen abend wird Günther zurückerwartet. Die kleine Braut kommt bei der Sache nicht in Frage, — sie ist völlig naiv und hier entschieden unwissend.“

— — — — — — — — — — —

Draußen in der Vorstadt drängte sich am Morgen des zweitnächsten Tages vor der Wohnung, welche die hübsche Louison und ihre Mutter inne hatten, eine Schar Nachbarinnen. Tuschelnd und flüsternd steckten sie die Köpfe zusammen. Die Stubentür stand ein wenig offen; drinnen vernahm man murmeln, eine Stimme, die beschwichtigte und dazwischen eine helle, jugendliche, die mit Weinkrämpfen rang. — — —

„Es ist nicht wahr, — Hans hat das Bild nicht gestohlen!“ schluchzte Louison.

„Daran glaube ich auch nicht, Fräulein“, erwiderte die beschwichtigende Stimme. „Als aber heute früh die Polizei bei mir klopfte und nach meinem Mieter, dem Herrn Günther, fragte, kriegte ich einen heillosen Schrecken. Und als sie ihn dann, trotz seiner Beteuerungen, er habe das Bild nicht genommen, mitschleppten, hielt ich es für meine Pflicht, Ihnen Bescheid zu bringen.“

Die Frauen draußen schüttelten zweifelnd die Köpfe. — „Er hat immer Geld schaffen wollen, um heiraten zu können“, meinte die älteste. „Und nun kommt mit einem Male die Erbschaft — das ist verdächtig.“

„Ja, und weil sein Herr Maler ist, wußte der Günther damit umzugehen, wie man so 'n Bild fortschafft“, meinte eine andere.

„Die Polizei wird ja nachforschen, ob 's mit der Erbschaft richtig ist.“

„Kann sie auch!“ eiferte eine vierte. „Geerbt hat der Günther, das ist wahr! Aber 2000 Mark sollen es nur sein. Da ist's nicht unmöglich, daß er gedacht hat: das reicht nicht weit, mehr ist besser, und hat's getan.“

„2000 Mark?“ fragte die älteste. „Das ist 'n schönes Geld für 'n armen Schlucker! Aber darum jubiliert man doch nicht so unbändig, wie sie gestern abend taten, als der Günther ankam. Bis in meine Wohnung drüben hab' ich's gehört. Und Wein haben sie getrunken; ich hab' das Anklingen ja vernommen. Und gesungen und getanzt haben sie! Und heute früh erzählte mir die Louison, ihr Bräutigam habe ihr eine goldene Uhr geschenkt und 'n weißes Seidenkleid würde sie als Braut tragen. — Na, wenn man so anfängt, da muß man's halt dicke haben.“

„Ja, ich sage auch, ich trau' der Sache nicht. Na, wir werden ja sehen. . . . . Pst — die Louison kommt.“

— — — — — — — — —

Zu derselben Zeit bestand Hans Günther das erste Verhör. — — —

Das sonst so lebhafte und frisch gerötete Gesicht von Helldörfers Diener sah gegenwärtig wie erstarrt aus. Der Schrecken über seine Verhaftung war Günther offenbar auf die Nerven gefallen. Stockend beteuerte er immer wieder, von dem Bilddiebstahl ja erst erfahren zu haben, als er zurückgekommen sei. Aber er geriet bei den Kreuz- und Querfragen des Polizeikommissars in heillose Verwirrung und gab wiederholt verkehrte Antworten. Sein unsicheres Wesen steigerte den Verdacht gegen ihn.

Als jetzt im angrenzenden Zimmer des Polizeigebäudes plötzlich eine helle jugendliche Stimme laut wurde und mit allen Zeichen der Aufregung, von heftigem Weinen unterbrochen, rief:

„Ich will zu meinem Bräutigam! Ich kann nicht müßig zusehen, wie er unschuldig angeklagt wird!“ gebot der Kommissar kurzerhand, den Angeklagten in das Untersuchungsgefängnis abzuführen.

Günther stieß einen dumpfen Schrei aus und taumelte, aschfahl im Gesicht, gegen die Wand.

Gleichzeitig flog die Tür auf und Louison stürzte mit flehend erhobenen Händen herein.

Ihr folgte auf dem Fuße ein Telegraphenbote und überreichte dem Kommissar ein Telegramm.

Dieser öffnete, las, und las nochmals den Inhalt. — Seine Mienen waren undurchdringlich, als er bald darauf zu Günther sagte:

„Sie sind frei, Herr Günther, der Dieb des Bildes hat sich gemeldet.“

In dem Jubelschrei, mit dem das Brautpaar sich in die Arme sank, klang das Geräusch der Tür, die sich hinter dem Kommissar schloß, denn er wollte die Liebenden in ihrem Glück nicht stören.

Dieser schritt in das daneben liegende Zimmer und auf einen dort mit schriftlichen Arbeiten beschäftigten Beamten zu und sagte:

„Helldörfer selbst war der Dieb des Bildes. — Er teilt es soeben telegraphisch mit, und daß er das Bild wieder zustellen wird. Er schließt: Wenn Sie dies Telegramm erhalten, bin ich dort angelangt, wo alle Sehnsucht gestillt sein wird.“ — — —

Tags darauf meldeten die Zeitungen:

„In Ungarn erschoß sich auf dem Grabe seiner Braut der Maler Helldörfer.“

Humoristisches.

Der verstorbene amerikanische Humorist Mark Twain wurde einst von einer romantisch veranlagten Dame gefragt: „Ach, sagen Sie, gab es auch eine Zeit in Ihrem Leben, da Ihnen alles trostlos schwarz erschien, das Leben eine Quelle der Bitternis und der Tod die einzige Erlösung?“ — „O ja“, sagte Mark Twain ernsthaft, „ich erinnere mich daran, als ob es gestern gewesen wäre. Ich war damals elf Jahre alt und hatte — meine erste Zigarre geraucht!“

Für unsere Frauen

Ueber die Herstellung der Strickjacken.

(Fortsetzung und Schluß).

Um den Aermel vor der Hand etwas anliegend zu erhalten, strickt man, nachdem der Aermel fertig ist, extra ein Bündchen an. Dies muß aber schon beim Anfang des Aermels insofern berücksichtigt werden, als man ihn um die Breite des Bündchens kürzer strickt, also das Bündchen wegrechnet. Man macht sich am besten auf dem Schnitteil einen Strich und legt erst von da an die Arbeit auf. Um dann das Aermelbündchen zu stricken, nimmt man am besten feinere Nadeln und macht den fertigen Aermel am hinteren Aermel auf. Man strickt dann eins rechts, eins links, was bekanntlich eine sehr elastische Arbeit abgibt. Soll das Bündchen umgeschlagen werden, so ist es nur doppelt so lang zu stricken.

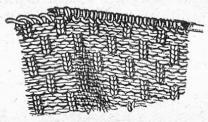


Fig. 10. Aufmaschen des unteren Jackenrandes.

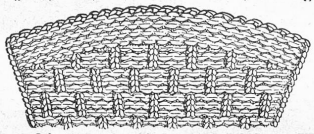


Fig. 11. Fertiggestrickter unterer Jackenrand.

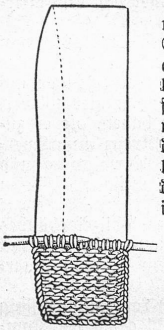


Fig. 9. Kragen.

Ebenfalls mit diesen feinern Nadeln kann der Liegekragen (Fig. 9) gestrickt werden. Doch ist dies nicht unbedingt notwendig. Man strickt ihn einfach glatt hin und her unter Berücksichtigung der Schnittform. Er paßt dann im Muster zu dem unteren, glatten Rand der Jacke. — Das Arbeiten des unteren Jackenrandes ist gleichfalls sehr einfach. Dazu wird er, nachdem der Teil fertig ist, von neuem aufgemacht (s. Fig. 10) und dann glatt hin und her gestrickt. — Die leicht gerundete Form des Schnittes ergibt sich ganz von selbst, nur muß man beim endgültigen Abmaschen acht geben, daß dies nicht zu straff geschieht, man kann damit leicht das ganze Stück verderben (siehe Fig. 10). — Hat man die einzelnen Teile der Jacke fertig gestellt, so werden sie mit überwendlichen Stichen zusammengenäht. Ebenso wird der Aermel zusammengenäht und beim Einsetzen in das Armloch an der Kugel etwas angehalten. Natürlich muß dies an der richtigen Stelle geschehen, wovon man sich gelegentlich einer sorgfältigen Anprobe überzeugt. Hierbei kontrolliere man auch den Sitz der Jacke an der Achsel,

Fig. 13. Eingestricktes Knopfloch.

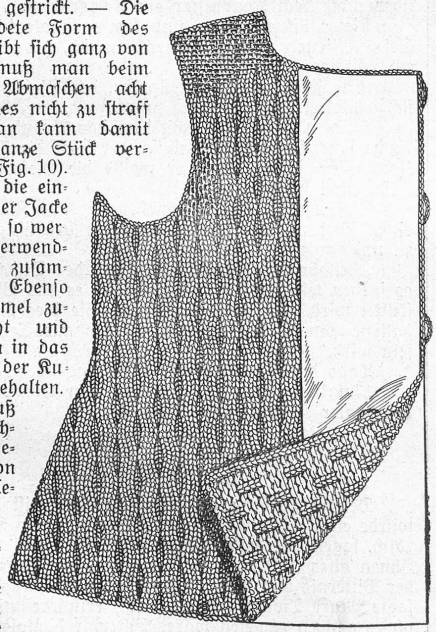


Fig. 12. Abfüttern und Durchstopfen des vorderen Jackenteils.

denn bei manchen Personen zieht sich die Achsel in dem nachgiebigen Material, sodaß die Armlochnaht in unschöner Weise auf den Arm herabhängt. Diesen Fehler kann man leicht korrigieren, indemman die Achsel linksseitig in Querrichtung durchstopft und bei dieser Gelegenheit etwas zusammenzieht (s. Figur 12).

Die gleiche Zeichnung, die diese Stopfung lehrt, läßt auch das Abfüttern der vorderen Kanten erkennen. Dies empfiehlt sich unter allen Umständen, denn dadurch bekommen die ganzen Vorderteile mehr Halt. — Am einfachsten ist es, die Knopflöcher extra anzuhäkeln. Man häkelt dazu längs der vorderen Kante lauter feste Maschen und bildet an den vorgemerkten Stellen eine Schlinge durch Luftmaschen. — Diese Schlinge wird dann durch Knopflochstiche noch etwas verstärkt. Will man die Knopflöcher einstricken, so verfährt man dabei, wie Fig. 13 es lehrt. — Man markiert sich die Löcher genau auf dem Schnitt. Kommt man dann im Laufe der Arbeit an diese Stelle, so kettelt man acht bis neun Maschen ab. Beim Zurückstricken der Nadel wird die gleiche Anzahl wieder aufgeschlagen, wozu man allerdings die Arbeit wenden muß. Dann strickt man einfach glatt weiter bis zum nächsten Knopfloch. Beim Abfüttern der Vorderkante mit Satin wird das Knopfloch in den Satin eingeschnitten und dann rings um das gestrickte Knopfloch angesäumt. Das wäre nun alles, was man beim Stricken der Jacken zu beachten hätte, und wer es aufmerksam durchgelesen hat, wird zu der Ueberzeugung kommen, daß es kaum etwas Einfacheres gibt, als eine Jacke zu stricken, sobald man einen Schnitt zu Hilfe nimmt. Natürlich sind auch alle anderen Gegenstände, bei denen man einen Schnitt verwenden kann, ebenso einfach herzustellen. Besonders die mit sogenannter Dochtwolle gehäkelten Kappen und Hauben sind eine sehr dankbare Arbeit, zu der man nur wenige Stunden braucht. Fig. 14 lehrt die Ausführung der reizenden Haube. Man benötigt dazu natürlich auch eines Schnittes. — Die Arbeit wird mit festen Maschen gehäkelt, und zwar häkelt man jeweils eine Luftmasche dazwischen. — Also eine feste Masche, eine Luftmasche, eine feste Masche, eine Luftmasche. Bei der darauffolgenden Reihe häkelt man wieder in die feste Masche der vorhergehenden Reihe. Die einzelnen Zacken der Haube, die den Boden bilden, müssen einzeln angehäkelt werden, so wie es der Schnitt ergibt.

Man häkelt also zuerst ein glattes Stück, bis man an die Einschnitte kommt, dann häkelt man, dem Schnitt entsprechend, die letzte Zacke fertig. Hierauf fängt man von vorne an und häkelt die erste Zacke fertig. Dann häkelt man in der Mitte weiter, bis man an den mittleren, mit 3 bezeichneten Ausschnitt kommt. Hier unterbricht man wieder und häkelt die zwei rechtsseitigen Zacken bis zum Einschnitte 4, worauf beide Zacken fertiggestellt werden können. — Auf gleiche Weise werden schließlich die zwei linksseitigen Zacken fertig gearbeitet. Zuletzt werden die Zacken mit überwendlichen Stichen zusammengenäht, und das Ganze wird mit leichter Seide abgefüttert. Diese wird nach dem gleichen Schnitt unter Abrechnung des Umschlages zugeschnitten. — Ein paar Bindebänder oder eine Garnitur von Bandrosetten oder Rüschen vervollständigen das Ganze.

Gedankensplitter.

Laß meinen Weg mich wandern,
Und geh' den deinen du — — --
Dich zieht es zu den andern,
Ich sehne mich nach Ruh'!

Dich hält die Welt gefangen
Mit ihrem bunten Spiel —
Ich fühle nur ein Bangen
Nach meinem Reiseziel.

E. v. Prittwitz-Gaffron.